

Jens Voigt  
James Startt

JENS  
VOIGT  
SHUT  
UP  
LEGS

Meine  
Profijahre



DELIBUS KLASING

---

Jens Voigt  
James Startt

JENS  
VOIGT  
**SHUT  
UP  
LEGS**

Meine  
Profijahre

---

Aus dem Englischen  
von René Stein

DELIUS KLASING VERLAG

# INHALT

Vorwort.....	6
Eine Jugend in der DDR .....	12
Anfänge auf dem Rad .....	23
Lesen .....	35
Deutsche Wiedervereinigung.....	41
Mein erster Profivertrag .....	45
Blütezeit des Radsports.....	51
Umzug nach Frankreich.....	59
Der erste Sieg.....	66
Meine erste Tour de France.....	73
Team Crédit Agricole .....	87
Weggefährten .....	94
Wechsel zum Team CSC.....	105
Operación Puerto .....	117
Training .....	131
Aufopferung.....	142

Deutschland-Tour .....	151
Stürze .....	161
Lance Armstrong.....	171
Team Leopard Trek.....	183
Familie.....	190
Schlechtes Essen, schlechte Hotels .....	199
Der Kult um »Jensie« .....	207
Team Radio Shack.....	213
Die Kunst der langen Fluchten.....	223
Auf zu neuen Ufern .....	237
Der Stundenweltrekord: Vorbereitung .....	247
Der Stundenweltrekord: Tag x .....	259
Das Leben danach .....	266
Danksagungen.....	275
Die Autoren .....	281



(James Startt)

# VORWORT

»Überall lauern Tretminen.«

**UND DANN KLOPFTE ES AN MEINER TÜR.** Ich saß im Schlafrum am Sportgymnasium in Ostberlin und quälte mich durch meine Hausaufgaben, als Mitschüler hereinstürmten: »Die Mauer ist offen! Sollen wir uns anschauen, was drüben abgeht?« Das war am 9. November 1989. Ich war gerade 17 geworden, aber schon damals schwante mir, dass sich mein Leben von nun an für immer verändern würde.

Natürlich wusste ich, dass da draußen eine andere Welt existierte, außerhalb der Deutschen Demokratischen Republik ... denn auch, wenn die führenden Politiker und die staatlichen Medien uns immer weismachen wollten, die Mauer sei zu unserem Schutz gebaut worden, war uns allen klar, dass sie uns über Jahrzehnte eingesperrt hatten.

Ich werde – wie wohl jeder Deutsche – diese Nacht nie vergessen. Einige Menschen hatten wirklich Angst, den Schritt über die Grenze nach Westberlin zu wagen. Für mich kein Problem! Ich ging direkt zur Invalidenstraße, da befand sich der berühmte Checkpoint Charly, das war einer der drei Grenzübergänge, die in dieser Nacht geöffnet waren. Als ich drüben war, traute ich meinen Augen erst einmal nicht mehr. Das war ja eine ganz andere Welt! Da gab es mehr Schokolade in einem einzigen Kioskregal, als ich in meinem ganzen Leben gesehen hatte. Und alles war so sauber, gar kein Vergleich zu Ostberlin! Alles war größer und besser, so schien es. Jedenfalls war alles neu und gut in Schuss. Du konntest das Geld förmlich riechen. Es war eine andere Welt. Es war einfach UNGLAUBLICH!

Aber gleichzeitig war die ganze Sache auch sehr seltsam. Ich war nervös. Man darf nicht vergessen: 17 Jahre Gehirnwäsche bleiben nicht ohne Spuren, 17 Jahre, in denen Leute mir gesagt hatten, dass der kapitalistische Westen unser Todfeind sei. Und hier stand ich nun. Mir war beigebracht worden, dass mir im Westen jederzeit meine Geldbörse geklaut werden konnte. Wie ich schon sagte, die Mauer war ja angeblich errichtet worden, um uns vor dem bösen Westen zu beschützen. Niemand hatte laut gesagt, dass die Mauer nur dazu da war, uns im Käfig zu halten. Wenigstens in den ersten Stunden hatten wir das unheimliche Gefühl, jederzeit auf eine Tellermine treten zu können. Es war ein ganz merkwürdiger Moment. Wir waren total fasziniert, und gleichzeitig war mir bewusst: Jens, du bist gerade nicht in deinem Heimatland! Das fühlte sich so unangenehm an, wir mussten schrecklich wachsam bleiben. Aber, Junge, war das aufregend!

Stunden, Tage, ja sogar noch Wochen später erwarteten wir, dass die Bonzen die Mauer einfach wieder dichtmachen würden und sagen: »Okay, ihr habt gesehen, was auf der anderen Seite los ist, aber das war's. Zurück an die Arbeit!« Nach etwas über einem Jahr waren dann Ost- und Westdeutschland offiziell vereinigt, und so lange hat es ehrlich gesagt auch gebraucht, bis wir kapiert hatten, dass die Mauer für immer Geschichte war. Bis dahin hatten wir wirklich geglaubt, der Russe könnte in jedem Moment aufkreuzen und alles wieder rückgängig machen.

Und selbst heute muss ich oft an diese eine Nacht zurückdenken und daran, wie mein Leben bis zu diesem Zeitpunkt gewesen war. So etwas passiert mir sehr oft.

Leute fragen mich oft: »Wie ist es denn so, Jens Voigt zu sein?« Und wenn ich darüber nachdenke, auch nach zwei Jahrzehnten als Fahrer im Radsportzirkus bei einigen der besten Teams, dann muss ich oft an meine Zeit damals in Ostdeutschland zurückdenken. Und, mal ganz ehrlich: Die Zeit damals hat zumindest mir nicht geschadet.

Ich weiß, dass das heute vielleicht komisch klingt, aber in der DDR aufzuwachsen war einfach großartig. Für Kinder war es toll, sehr sicher, und für uns wurde viel getan. Alles drehte sich um das Gemeinwohl, die Kommune; der Einzelne spielte viel weniger eine Rolle als in einem kapitalistischen Land. Schon als junger Steppke hab' ich gelernt, ein Teamplayer zu sein, was mir meine gesamte Karriere über geholfen hat. Und ich hatte das Glück, vielleicht ein Profi werden zu können und bei einem der vielen Radsportteams dieser Welt anzuheuern, als die Mauer fiel – eine Möglichkeit, die viele meiner Landsleute vor mir niemals hatten, auch wenn sie noch so gut Rad fahren konnten. So gesehen haben mir viele Dinge aus meiner Jugend dabei geholfen, später so eine lange und erfolgreiche Karriere zu erleben. Und weil ich eine größere Karriere erreicht habe, als ich es mir jemals erträumt hätte, habe ich nichts für selbstverständlich genommen. Im Gegenteil, es hat mich angespornt: Jens, arbeite immer hart und mach einfach weiter mit dem, was du so liebst und kannst – und das war immer nur Rad fahren.

Und heute kommen Leute auf Radmessen auf mich zu, tragen T-Shirts mit Zitaten von mir wie »Shut up, legs!«<sup>1</sup> und bitten mich: »Sag es, Jens, come on. Wir wollen es hören!« Und natürlich tue ich ihnen den Gefallen: »Shut up, legs!« Die Leute lieben es einfach.

Dabei war es nur ein blöder Spruch, den ich mal einem Journalisten auf die Frage gesteckt habe, wie ich es nur schaffen würde, mich immer so zu quälen. Aber der Spruch zog seine Kreise. Die Leute mögen meine Einstellung zum Sport. Das überrascht mich einerseits, andererseits bin ich natürlich geschmeichelt. Stolz. Diese Art der Aufmerksamkeit ist höchste Anerkennung für mich, denn es zeigt, dass ich Leute inspiriere. Und wie viele Sportler können schon von sich sagen, dass sie tatsächlich einen Einfluss auf andere haben und Leben, wenn

---

<sup>1</sup> Frei übersetzt: »Klappe halten, Beine!«



auch nur ein ganz klein wenig, verändern? Das allein ist mehr wert als all die ganzen Pokale und Trikots, die ich im Lauf der Jahre gesammelt habe.

Die Kehrseite: Damit ist viel Verantwortung verbunden. Das überrascht mich immer noch, denn ich habe nie auf solche Sachen hingearbeitet. Ich bin immer ich selbst, und die Fans wissen immer, was in mir vorgeht, denn ich sage klipp und klar meine Meinung, frei heraus, wobei ich schon versuche, keinem auf die Füße zu treten.

Ich glaube, das haben die Leute irgendwann gemerkt und sich gesagt: »Hey, guck dir mal den an. Der Jens ist immer geradeheraus. Da gibt's keine krummen Geschichten, keine Skandale. Auf den kann man sich verlassen. Man kann auf ihn zählen.«

Vielleicht sollte man nicht vergessen, dass mein lustiger deutscher Akzent, wenn ich Englisch oder Französisch spreche, ein bisschen nachgeholfen hat. Natürlich kann ich nur vermuten, warum ich irgendwann so beliebt geworden bin, aber ich denke, es muss was mit diesen Dingen zu tun haben.

Die Leute erkennen, was sie an mir haben, und sie bekommen, was sie sehen. Ich spiele ihnen nichts vor, mache keine Show. Ich trage keine Brillantohrringe, bin nicht tätowiert. In meiner Garage steht kein Porsche oder Ferrari. Ich bin einfach der Jens. Ich bin nicht in einer materiell orientierten Umgebung aufgewachsen, vielleicht ist es das, was verbindet. Es gibt so viele Krisenherde in der Welt. Und während meiner ganzen Karriere, so kommt es mir jedenfalls vor, hatte der Radsport immer mit großen Problemen zu kämpfen. Die Dinge ändern sich so schnell, vielleicht sehen die Leute mich als eine Art Fels in der Brandung, stabil, unverrückbar. Die Wellen brechen an mir, aber ich bleibe einfach stehen. Unbeweglich. Das Leben ist voller Risiko, und es gibt so viele Enttäuschungen und Skandale im Sport. Ich glaube, dass man mich da draußen wahrnimmt als jemand, der ein klein wenig Verlässlichkeit in diese von Chaos geprägte Welt bringt.

Was genau es ist? Ich weiß es nicht. Aber eins kann ich sagen: Die ganze Aufmerksamkeit hat dafür gesorgt, dass ich bis an das Ende meiner Karriere immer unglaublich motiviert war; sie hat ohne Zweifel einen großen Anteil daran, dass ich so lange weitergemacht habe.

Es war eine aufregende Tour, wirklich, und manchmal knief ich mich selbst, wenn ich daran denke, was für einen Verlauf mein Leben genommen hat. Ich habe mehr Rennen gewonnen, als ich jemals für möglich gehalten hätte, aber genauso wichtig für mich ist, dass ich die ganze Welt bereist habe und unglaublich viele Orte und Menschen kennenlernen durfte. Und die ganze Zeit steckte tief in mir auch noch der kleine Jens aus einem Dorf in Ostdeutschland, der aus dem Staunen nicht mehr herauskam.

# EINE JUGEND IN DER DDR

*»Das kommunistische System mag auf dem Papier  
ja ganz schön aussehen,  
aber leider wird es von Menschen geführt.«*

**»SCHIESS MIR BLOSS NICHT IN DEN RÜCKEN!** Von mir aus hau ab, aber was du auch tust, schieß nicht auf mich!«

Das hat mein Vater Egon als junger Soldat der Volksarmee jede Nacht seinem Begleiter beim nächtlichen Wachgang eingepflichtet. Er wurde 1946 geboren und war eines der ersten Kinder der neu gegründeten Republik. Auch wenn Ost- und Westdeutschland kurz darauf auch faktisch zwei verschiedene Staaten wurden, blieben die Grenzen für den Großteil seiner Kindheit noch geöffnet.

Vor dem Mauerbau im Jahre 1961 waren die Leute nicht gezwungen gewesen, sich für die eine oder andere Seite zu entscheiden, erst dann flüchteten einige verzweifelt in den Westen. Genau zu der Zeit leistete mein Vater seinen Wehrdienst bei der Volksarmee ab. Reden wir heute von der Mauer, denken die meisten Leute nur noch an den kleinen Streifen, der Berlin durchtrennte. Aber das war natürlich nur ein kleiner Teil, denn der »imperialistische Schutzwall« schlängelte sich die gesamte innerdeutsche Grenze entlang.

In den frühen Tagen des Kommunismus in Deutschland, als sie begannen, die Mauer zu errichten, gingen die Wachsoldaten immer zu zweit auf Patrouille. Teil der kruden Logik: Sie

überwachten sich damit auch gegenseitig. Und wenn einer von beiden in den Westen »rübermachen« wollte, wurde von dem anderen erwartet zu schießen.

Und da Dassow, ein kleines Kaff an der Ostsee, wo mein Vater damals noch lebte, nah an der westdeutschen Grenze war, wagten eine ganze Menge Soldaten die Flucht. Und dieses Patrouillensystem brachte damit neben der Überwindung der Grenze ein weiteres Problem mit sich, denn wenn ein Soldat jetzt fliehen wollte, musste er zuerst den anderen Wachsoldaten erschießen, damit der ihn nicht erschießen konnte.

Jede Nacht machte mein Vater seinem Kollegen unmissverständlich klar, dass er nicht schießen würde, also gäbe es keinen Grund für ihn, durchzudrehen und ihm erst eine Kugel zu verpassen. Total verrückt! Aber das waren auch verrückte Zeiten.

Mein Vater war wie die meisten Deutschen, und die meisten von uns sind wie alle anderen Menschen auf der Welt. Und wie es nun mal so ist: Stellt man Menschen vor die Wahl, wo sie leben möchten, so wird sich der Großteil dafür entscheiden, genau dort zu bleiben, wo er gerade ist. Und mein Vater war auch so ein Typ. Er wäre niemals weggelaufen, aber er wollte auch nicht dafür abgeknallt werden, in Ostdeutschland zu bleiben!

Ich sagte es ja bereits: Obwohl meine Kindheit in Ostdeutschland mehr und mehr in die Vergangenheit rückt, macht diese Zeit einen Großteil von mir aus. Erstaunlich, wenn man bedenkt, dass all die Jahre zusammengezählt weniger als die Hälfte meines Lebens ergeben. Aber es waren prägende Jahre, und ich lebte in einer gänzlich anderen Welt als meine Kinder heute.

Und wie die meisten Menschen versuche ich, die schlechten Erinnerungen auszublenden und die guten zu bewahren. Vielleicht ist auch das der Grund, so viele Jahre später, dass ich nicht viel Schlechtes über meine Kindheit in der DDR sagen kann.

Ich wuchs glücklich auf, hatte eine Kindheit ohne Stress. Das Leben war etwas langsamer, kleinformatischer als heutzutage. Und es war entspannter. Das lag zum Teil daran, dass Dassow so ein kleines Kaff war. Ich erinnere mich noch gut an 1988, an die Feier zur 50-jährigen Verleihung des Stadtrechts an Dassow. Bis dahin war es nur ein Dorf gewesen, und nun dachte ich: »Hoppla, das kleine Nest war auf einmal offiziell groß genug, um sich Stadt zu schimpfen?« Mir kam es damals so klein vor, und ich habe in Dassow niemals mehr gesehen als ein Dorf, denn ... mehr ist es einfach nicht.

Als ich dort aufwuchs, verbrachte ich die meiste Zeit draußen im Freien. Wenn ich dann 20, 30 Schritte in eine Richtung machte, kam es mir so vor, als würde ich das Dorf schon hinter mir lassen. So klein kam einem diese »Stadt« vor, selbst als Kind. Es gab ein Schuhgeschäft, einen Klamottenladen, einen Blumenladen, ein Spielzeuggeschäft, einen Zeitungsstand, ein Schreibwarengeschäft, einen Lebensmittelladen und einen Bäcker. Das war's. Und das lag zum Teil an der Zugehörigkeit zu Ostdeutschland, denn so etwas wie Konkurrenz gab es nicht, also hatten wir für jeden Bereich ein Geschäft, das musste reichen. Aber zum Teil lag es auch einfach an Dassow.

All das konnte mich aber nicht davon abhalten zu träumen. Mein erster großer Wunsch: Ich wollte Astronaut werden. In das Weltall zu fliegen war einfach das Größte, was ich mir vorstellen konnte. Der Traum wurde vom ostdeutschen Fernsehen befeuert, das ausgiebig über das russische Raumfahrtprogramm und die Abenteuer von Sigmund Jähn berichtete, der 1976 als erster Deutscher im Zuge des sowjetischen Kosmonautenprogramms ins Weltall flog. Jähn war der Held für uns; ich glaube, in der Zeit wollten die meisten ostdeutschen Kinder Kosmonaut werden.

Aber schon bald darauf wurde mir klar, dass das Weltall doch nichts für mich war, ich mich aber als Förster gut machen würde. Ich liebte es einfach, im Freien zu sein. Der Traum hielt

genau so lange an, bis ich auf das Sportinternat »Ernst Grube« in Ostberlin kam. Da habe ich schnell kapiert, dass es ziemlich unvereinbar war, im Wald zu arbeiten, wenn ich gleichzeitig ein Topathlet auf dem Rad sein wollte.

Im Sportinternat fand ich den Beruf Journalist ideal, um Karriere zu machen. Lesen hab ich schon immer geliebt, und auch, wenn Sie es nicht glauben, ich war sogar mal in einem Dichterc-club. Schreiben mochte ich auch, und die Idee, für eine dieser Nachrichtenagenturen zu arbeiten, war schon sehr reizvoll. Aber als die Mauer fiel, änderte sich alles.

Vor dem Fall der Mauer lief das Leben viel entspannter ab, alles war einfacher. Das kommunistische System unternahm alles, um Konkurrenzdenken zu unterbinden. Man brauchte sich keinen Kopf um die Karriere zu machen, oder darüber, jemand anderen zu übertrumpfen. Für uns Durchschnitts-Ossis bestand kein großer Unterschied zwischen den einzelnen Berufsgruppen, denn in Ostdeutschland verdienten ein Ingenieur, ein Arzt oder ein Fabrikarbeiter wie mein Vater so ziemlich das gleiche Geld. Egon arbeitete als Metallurgist für eine Firma, die Zubehör für die Landwirtschaft produzierte, und meine Mutter Edith war eine der Fotografinnen der Stadt.

Egon war ein Riesenkerl, so groß wie ich und stark wie ein Ochse. Aber er war auch ein stiller Zeitgenosse, so ganz anders als ich. Als Kind konnte er ziemlich gut Fußball spielen, aber er hatte nie auch nur den Hauch einer Chance, seiner Leidenschaft nachzugehen, denn er musste bereits früh Verantwortung auf dem elterlichen Hof übernehmen. Als er älter war, halfen ihm seine Kräfte und seine Erfahrung natürlich bei der Arbeit in der Fabrik.

Um ehrlich zu sein, ich habe von meinem Vater in meiner Kindheit nicht viel mitbekommen. Meistens war er schon aus dem Haus, bevor ich überhaupt aufgestanden bin. Er kam nachmittags zwischen halb fünf und fünf zurück. Manchmal haben wir dann noch zusammen Hausaufgaben gemacht, aber

irgendwann habe ich dann kapiert, dass mein Vater nach der Arbeit einfach nur noch erschöpft war.

Von meiner Mutter hingegen bekam ich viel mehr mit. Edith hatte das Zeug dazu, sich die Arbeit freier einzuteilen, weshalb sie meistens nur den halben Tag arbeitete und sich um uns drei Kinder kümmern konnte. Sie stand morgens mit uns auf, machte Frühstück und ging dann zur Arbeit. Nach der Schule gingen wir Kinder oft direkt zum Fotostudio und erledigten dort die Hausaufgaben, bis sie mit der Arbeit fertig war. Und dann machten wir uns zusammen auf den Heimweg.

Meine Eltern hatten also nicht die großen, wichtigen Berufe, aber sie verdienten nicht viel weniger Geld pro Monat als ein Arzt. Und Konkurrenz gab es auch nicht groß, denn jeder wusste ja, dass man, egal, wie man es anstellte, nicht reich werden konnte. Dieses Wissen führte zu viel weniger Neid und Eifersucht unter den Leuten, nicht so wie heute, denn worauf sollten die Menschen neidisch sein? Ich glaube ja, dass die Menschen damals noch freundlicher zueinander waren. Sie hatten einfach mehr Zeit, im Garten zu sitzen, mit ihren Freunden zu reden, zu grillen, Fußball zu spielen ...

Und zudem – ein Gedanke, den man sich heute kaum noch vorstellen kann – existierte in der DDR quasi überhaupt kein Konsum. Erstens: Es gab ja kaum Marken oder Produkte, aus denen wir auswählen konnten. Die Motorräder waren alle von MZ, Fernseher von Staßfurt, Fotoapparate kamen von Praktica. Es war immer dasselbe für nahezu alle Dinge: Radios, Brot, Zucker, was auch immer. Oder die Autos: Es gab nur zwei Marken zur Auswahl – einen kleinen Wagen, den Trabant, und einen größeren Wagen, den Wartburg. Da konnten die Leute kaum von Fabrikat, Modell oder Größe ihrer Autos besessen sein. Man war einfach froh, wenn man eins hatte.

Denn wie alles – abgesehen von Nahrungsmitteln – waren Autos in der DDR schwer zu beschaffen. Die meisten Leser werden es wissen, aber vielleicht sind ja auch jüngere darunter,

die sich das gar nicht mehr vorstellen können. Die Standardprozedur war wie folgt: Wenn ein Baby geboren wurde, haben die Eltern für ihren Nachwuchs ein Auto bestellt. Im Schnitt wartete man 17 Jahre auf ein Auto – wenn das Kind dann also 16 oder 17 war, durften die Eltern das Auto abholen. Ausstattung und Farbe konnte man sich zwar wünschen, aber das spielte keine Rolle: Man musste nehmen, was gerade kam.

Meine Eltern waren ganz normale Leute aus der Arbeiterklasse, mit drei Kindern: mein älterer Bruder Ronny, ich und meine Schwester Cornelia. Geld gab's nicht viel, und das erste Auto bekamen wir, da war ich ungefähr 15. Aber wie gesagt, wir hatten, was wir zum Leben brauchten.

In einigen Bereichen unterschied es sich schon von anderen Teilen im Land, in Dassow aufzuwachsen, denn das Dorf lag nahe an der Grenze zwischen West- und Ostdeutschland. Wir bekamen die Unterschiede zwischen den beiden Kulturen daher viel stärker mit als viele andere Ostdeutsche. Wir konnten ja sogar westdeutsches Fernsehen und Radio empfangen, wenn wir die Antennen in die richtige Richtung drehten! Aber da musste man aufpassen, denn das durfte die Polizei (oder der Nachbar) nicht sehen, sonst klopfte es an der Tür.

Doch trotz allem hatten wir wenig zu meckern über unser Leben in Ostdeutschland. Mein Vater hatte sich in Dassow eine Existenz aufgebaut, hier gehörte er hin, hier hatte er Edith getroffen. Hier wurden seine Kinder geboren, hier hatte er seinen Job – er hatte einfach keinen Grund, unglücklich zu sein. Wenn ich an meine Eltern zurückdenke, dann waren sie immer sehr bodenständig und haben die Dinge immer sehr nüchtern betrachtet.

Dass sie nie einen Fluchtversuch gewagt haben, bedeutet nicht, dass sie das kommunistische System unterstützt haben. Sie haben es sogar abgelehnt, der SED beizutreten, und das hatte natürlich Konsequenzen. Mit Sicherheit hat es meinen Vater einige Jobs gekostet, und ich kann Ihnen auch sagen: Die



fehlende Mitgliedschaft in der Partei sah auf meinem Einschreibebogen für das Sportinternat gar nicht gut aus. Aber Egon hat immer gesagt: »Jens, Abkürzungen bringen immer nur kurz einen Vorteil. Steh dazu, wer und was du bist!«

Mein Vater hat auch begriffen, dass er ein Niemand gewesen wäre, wenn er rübergemacht hätte. Er hätte ganz von vorn beginnen müssen, und es war keinesfalls selbstverständlich, dass sein Leben besser werden, dass er dann das große Geld machen würde. Es gab viele Republikflüchtlinge, die es drüben nicht gepackt haben.

Ich weiß noch, dass die Leute nach dem Mauerfall sagten: »Ja, jetzt haben wir zwar die schöne Freiheit, aber wir haben nicht das Geld, die Freiheit auch zu genießen.« Und damit hatten sie recht. Theoretisch hätten sie natürlich sofort alles zusammenpacken und nach Hawaii fliegen können, aber das bedeutete nicht, dass man auch das Geld für die Flugtickets auf der hohen Kante hatte.

Als also die Mauer fiel, haben wir Ostdeutschen ganz schnell verstanden, dass es jetzt das Potenzial für ein besseres Leben gab, aber das lag nicht jedem. Mehr Stress, mehr Verantwortung für uns alle. Daran hatten wir erst mal zu knapsen.

Denn in Ostdeutschland eigentlich nicht hart schufteten. Kündigungen kamen praktisch nicht vor, und es gab in der DDR keine Arbeitslosigkeit – können Sie sich das heute noch vorstellen? Auch wenn man faul oder ganz einfach blöd war, der Staat hat einem schon irgendeine Stelle besorgt. Das gehörte definitiv zu den Vorteilen des damaligen Systems.

Doch das kommunistische System mag auf dem Papier ja ganz schön aussehen, aber leider wird es von Menschen geführt. Und deshalb musste es unweigerlich den Bach runtergehen. Die Idee war gut: Jeder arbeitet, so hart er kann, für das Gemeinwohl und strebt danach, besser zu werden – mit gutem Gewissen und hochmotiviert von innen heraus. Die Stärkeren würden sich zusammentun, um die Schwächeren mitzuziehen.

Was für eine schöne Idee, doch grau ist alle Theorie, und leider hat sich dann ja alles ganz anders entwickelt.

Und natürlich war das tägliche Leben nicht nur schön. Es war durchzogen von Propaganda und Überwachung, und der Staat hat den Einzelnen kontrolliert. Offiziell war es verboten, westdeutsches Radio zu hören oder westdeutsche Filme zu gucken, obwohl es gewisse Filme, Bücher und Musik gab, die erlaubt waren. Doch meine Eltern sahen das ganz entspannt. Sie haben uns immer Filme aus dem Westen gucken lassen. Wir mussten allerdings versprechen, am nächsten Tag in der Schule niemandem davon zu erzählen. Wie ich schon sagte, wenn die Radio- und Fernsehantennen in die falsche Richtung – nach Westen – zeigten, dann stand die Polizei vor der Tür. Daher mussten wir die Antennen oft nach Osten ausrichten, auch wenn wir wussten, dass der Empfang aus dem Westen darunter leiden würde.

Das war teils wirklich beängstigend. Ich erinnere mich noch genau an eine Begebenheit, ungefähr zehn Jahre nach dem Mauerfall. Mein Vater hörte Radio Hamburg und arbeitete in der Garage, als plötzlich ein Polizeiauto vorbeifuhr – und mein Vater wie von der Tarantel gestochen aufsprang! Es war ein Reflex. »Oh, mein Gott«, seufzte er. »Kannst du das glauben, nach all den Jahren hab ich immer noch Angst, den falschen Sender zu hören?« Unglaublich, wie sehr sich der antrainierte Reflex in sein Gehirn gebrannt hatte. Wie stark mussten die Kontrollen und die Angst gewesen sein? »Ich muss über mich selbst lachen«, meinte er noch, »aber ich bin echt geschockt, wie tief das noch in mir drinsitzt.«

Standen die Wahlen zur Volkskammer an, kreuzte die Polizei bei dir auf, wenn du nicht vor zwölf Uhr das Kreuzchen gemacht hattest. Ich erinnere mich noch gut an meine Oma Frieda, die ein wenig rebellisch war. Sie vergaß die Wahlen meist ganz einfach. Sie war eine starke Frau, hart im Nehmen, und sie hat immer auf dem Bauernhof gearbeitet. Sie hat ihre Hühner

Copyright © 2016 by Jens Voigt. All rights reserved. Published  
by arrangement with RODALE INC.; Emmaus, PA, U.S.A.  
Die englische Originalausgabe mit dem Titel »Shut up, legs« erschien  
2016 bei RODALE INC., Emmaus, PA, U.S.A.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische  
Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

I. Auflage  
ISBN 978-3-667-10708-4  
© Delius Klasing & Co. KG, Bielefeld

Aus dem Englischen von René Stein  
Lektorat: Klaus Bartelt, Mathias Müller  
Umschlagfotos: James Startt  
Schutzumschlaggestaltung: Felix Kempf, [www.fx68.de](http://www.fx68.de)  
Satz: Axel Gerber  
Druck: GGP Media, Pößneck  
Printed in Germany 2016

Alle Rechte vorbehalten! Ohne ausdrückliche Erlaubnis  
des Verlages darf das Werk weder komplett noch teilweise  
reproduziert, übertragen oder kopiert werden, wie z. B.  
manuell oder mithilfe elektronischer und mechanischer  
Systeme inklusive Fotokopieren, Bandaufzeichnung und  
Datenspeicherung.

Delius Klasing Verlag, Siekerwall 21, D – 33602 Bielefeld  
Tel.: 0521/559-0, Fax: 0521/559-115  
E-Mail: [info@delius-klasing.de](mailto:info@delius-klasing.de)  
[www.delius-klasing.de](http://www.delius-klasing.de)